

WW WIEBERS
VERLAG



**ZOMBIE
CITY
STORIES**

ZOMBIE CITY STORIES

10 morbide Kurzgeschichten von

Gioal Canestrelli

Wal Friman

Fabienne Gschwind

Kilian Manning

Xander Morus

Kalle Max Hofmann

Will Hofmann

Angela Ruggero

Andreas Stetter

WW WIEBERS
VERLAG

Impressum

ZOMBIE CITY STORIES

Herausgeber: Kalle Max Hofmann

2. Auflage 2014

ISBN 978-3-942606-58-5

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

© 2014 Wiebers Verlag, Berlin

<http://www.wiebers-verlag.de>

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Michael Schubert

www.balrogboogie.de

Schriften von Jayde Garrow und deFharo

Inhalt

Impressum

Vorbemerkung des Herausgebers

Mission Glutregen

von Xander Morus

De(ad)mokratie

von Gioal Canestrelli

Keyboard of the Dead

von Kalle Max Hofmann

Onkel Z.

Von Wal Friman

Geschichte stirbt nie

von Fabienne Gschwind, Gioal Canestrelli und Angela Ruggero

UNTOT

von Andreas Stetter

Das Mars Labyrinth

von Fabienne Gschwind

Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

Von Will Hofmann

Jeschichten aus'm Kiez

von Kalle Max Hofmann

Dawn of the Disconnect

von Kilian Manning

ZOMBIE CITY STORIES

Eine Vorstellung von Kalle Max Hofmann

Unsere Autoren

Vorbemerkung des Herausgebers „Untote Fehler-teufel“

Liebe Leser,

vielen Dank, dass Ihr Euch für *Zombie City Stories* entschieden habt! Mit dem Kauf unterstützt Ihr ein internationales Multimediaprojekt, das sich über die aktive Teilnahme von Fans freut!

Wir sind nämlich ein sehr kleiner Verlag mit begrenztem Budget für die Qualitätssicherung. Wenn Ihr daher Fehler findet, ärgert Euch nicht, sondern teilt uns diese mit! Die Markierungs-Funktion von Kindle ist dabei praktisch, um die betreffenden Stellen nicht zu vergessen. Schickt uns Eure Funde, und wenn Ihr wollt, nennen wir Euch in der nächsten Auflage als Fehlerjäger!

Dies ist bereits die zweite Auflage von *Zombie City Stories*, in der wir anhand Eures Feedbacks zahlreiche Verbesserungen vorgenommen haben.

Wenn Ihr weitere Kommentare, Ideen oder sogar eigene *Zombie-* und *Gruselgeschichten* habt, meldet Euch bei zombie@wiebers-verlag.de

Doch nun heißt es erst einmal Bühne frei für zehn actiongeladene, schräge, gruselige, spannende, eklige, skurrile, ironische, explosive, morbide und futuristische Geschichten aus der Welt der lebenden Toten!

Viel Spaß wünschen Euch

Kalle Max Hofmann
und das Team des Wiebers-Verlags!

BERLIN ZOMBIE CITY:

Mission Glutregen

von Xander Morus

1. Nero

Ich hörte sie schon, als sie durch das Treppenhaus trampelten. Zunächst blieb ich einfach liegen. Wahrscheinlich konnte ich sie sowieso nicht daran hindern, die Tür einzutreten. Ich ließ das Licht aus, wollte den Dreck nicht sehen. War auch besser, wenn sie mich nicht gleich im vollen Spotlight sehen würden. Draußen war es dunkel, aber ich wusste nicht, wie spät es war. Vermutlich mitten in der Nacht. Ich hatte geschlafen, dann war ich wie immer irgendwann wach geworden. Ich dachte, dass mich der Schlaf wieder überwältigen würde, vielleicht mit einer kleinen Tablette als Hilfe. Aber dann hörte ich ihre Tritte. Die Tür erzitterte. Das nannten sie also Klopfen. Mühsam erhob ich mich und starrte in den Flur. Die Tür flog auf. Lichtlanzen tanzten in meinem Appartement. Waffen blitzten auf. Meine Augen schmerzten, als sie das Deckenlicht anknipsten. Vier schwarze Uniformen bauten sich vor mir auf. Verspiegelte Helme visierten mich.

„Ist er das?“, fragte einer und zeigte mit seiner Waffe auf mich.

„Oh Gott! Ja!“, sagte jemand. Die Abscheu in seiner Stimme war nicht zu überhören. Becker war nie mein Freund gewesen. Er riss sich den Helm vom Kopf und sah mich verkniffen an. Stress stand ihm ins Gesicht geschrieben. Schweiß verklebte seine Haare und er war zu meiner Überraschung unrasiert.

„Sichern Sie das Gebäude!“, befahl er zwei Soldaten. Sie zogen sich sofort zurück und wurden von dem schwarzen Hausflur verschluckt. Becker ließ sein G36 sinken. Er warf einen abfälligen Blick durch meine Wohnung. Angewidert zog er die Nase hoch. Ich hatte mich noch nicht gerührt. Natürlich

trug ich nur meine Unterhose. Ich entschied mich, darauf zu verzichten, ihnen etwas zum Trinken anzubieten. Becker knipste ein kleines Mikro unter seinem Kragen an.

„Wir haben ihn. Bereiten Sie alles vor.“

Er gab dem verbliebenen Soldaten einen Wink und auch dieser zog sich zurück, nicht ohne noch einmal demonstrativ zu husten. Becker sicherte sein Gewehr und schaltete das Interkom aus. Er trat eine Flasche zur Seite. Klirrend flog sie über den Boden und verteilte ihren Inhalt überall. Beißender Gestank stieg auf.

„Haben Sie da reingepisst?“

Ich stöhnte und richtete mich auf.

„Geht Ihre Spülung denn wieder?“

Becker starrte mich an wie einen Aussätzigen. Die Ringe unter seinen Augen waren tiefschwarz.

„Los, ziehen Sie sich was an. Wir brauchen Sie“, sagte er tonlos und verzog keine Miene.

„Ficken Sie sich ins Knie, Becker! Und machen Sie die Tür zu!“

Becker wischte sich mit der Hand über das Gesicht. Seine Augen flackerten. Er musste seit Tagen nicht richtig geschlafen haben. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging er zu meinem Schrank, riss ihn auf und griff nach meiner Armeehose. Sie flog mir ins Gesicht. Gürtel und Hemd folgten. Als ich mir die Sachen aus dem Gesicht zog, klickte Beckers G36 vor meiner Nase.

„Danke für den Tipp“, sagte er. „Haben Sie noch einen?“

Seine Nasenflügel vibrierten. Er hatte nicht nur Dreck im Gesicht, sondern auch getrocknetes Blut.

Drei Minuten später verließen wir das Haus. Becker hatte sich wieder im Griff und gab durch das Interkom weitere Anweisungen durch.

„Wir brauchen etwa fünfzehn Minuten. Sorgen Sie dafür,

dass die Straße frei ist. Die Marder müssen unseren Transport sichern.“

Er lief dicht neben mir, beachtete mich aber nicht weiter. Seine Leute hatten sich vor unserem Haus positioniert. Schützenpanzer mit Flammenwerfern sicherten links und rechts die Straße. Sie war jedoch menschenleer. Mit ihrem Getöse hatten sie die Plünderer längst vertrieben. Infizierte gab es hier sowieso nicht. Becker schnaufte und zeigte mit seiner Waffe auf einen verbeulten schwarzen Mannschaftswagen. Die Hintertüren schwangen auf und machten den Blick auf zwei weitere Soldaten und ihre Ausrüstung frei. Es waren typische Becker-Jungs. Jung, loyal und eingeschüchtert von seiner Art. Sein Kommando war das Wort Gottes. Auch wenn er jetzt zum Kotzen aussah, war der Dauereinsatz für ihn wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, mit der Sache klarzukommen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es seine Idee gewesen war, mich zu holen. Wir hatten noch nie gut harmoniert. Schnell stieg ich den Wagen und ließ mich auf die Bank fallen. Becker gab den Panzern und Soldaten ein Zeichen, dann sprang er ebenfalls hinein und zog die Türen zu. Eine rote Notbeleuchtung sprang an. Seine beiden Leute schwiegen, musterten mich aber vorsichtig. Der eine war ein schlaksiger Rothaariger. Er bewachte die Waffenkiste. Der andere ein Dicker, der erstaunlich gutmütig aussah. Er kramte in einer Kiste, die Kleidung enthielt. Im Wagen stank es nach Schweiß und Öl. Vermutlich schliefen sie auch hier drin. Becker sank mir gegenüber auf die Bank und schloss die Augen. Er war einen Moment völlig abwesend. Dann klopfte er gegen die Wand, und der Wagen setzte sich ruckelnd in Bewegung.

Der Dicke reichte mir eine schuss sichere Weste. Ich schlüpfte hinein. Mein Kopf dröhnte noch immer. Der Wagen schaukelte wie ein Boot bei Sturm. Der Rothaarige bereitete ein XM8 vor. Sie hatten also fest mit mir gerechnet. Meine

Vorliebe für das XM8, eine modifizierte Version des G36, war bekannt. Becker seufzte, stützte sich auf sein Gewehr und beugte sich nach vorn. Eine Haarsträhne baumelte in seinem Gesicht. Er war so alt wie ich, fünfunddreißig, doch er sah um Jahre gealtert aus.

„Vor drei Stunden hat es einen Zwischenfall in der Innenstadt gegeben. Vermutlich Flüchtlinge und Plünderer, die irgendwie durch die Sicherheitszone gekommen sind. Sie haben versucht, das Depot zu stürmen. Wir setzten Scharfschützen ein, doch Sie kennen ja den Weißbefehl.“

Ich hörte Becker schweigend zu. Natürlich brauchten sie mich deshalb. Sie hatten es versaut. Vermutlich nicht mal er und seine Leute, sondern eine andere Einheit, die in der Sicherheitszone eingesetzt war. Der Weißbefehl besagte, dass nicht auf Zivilisten geschossen werden durfte. Es sei denn, sie waren infiziert.

„Einige konnten wir mit Beinschüssen aufhalten. Andere drangen ein.“

Man reichte mir das XM8. Es fühlte sich gut an. Ich lud es mehrmals durch und überprüfte die Zieleinheit. Das Infrarotlicht tanzte auf Beckers Uniform. Er schien es nicht mal zu merken.

„Ein Vectronix 4 und einen Nachtsichtaufsatz, das KM2000 brauche ich auch“, sagte ich, während ich das XM8 kalibrierte. Der Dicke reichte mir den Entfernungsmesser und das Kampfmesser. Ich verstaute sie in meiner Weste.

„Wie viele?“, fragte ich.

Becker atmete durch. Der Wagen fuhr etwas schneller und wich einigen Hindernissen aus, die wir nicht sehen konnten. Ich erhob mich und zog die Weste fest. Als ich einen Blick aus dem kleinen Rückfenster warf, erkannte ich brennende Leichenberge. Die Schützenpanzer folgten uns mit kurzem Abstand.

„Fünfzig, vielleicht sechzig!“

Ich sah ihn prüfend an. Die Sorgen zerfurchten sein Gesicht. Er sah unheimlich gequält aus.

„Wie viele davon infiziert?“

Die anderen Soldaten hielten den Atem an. Die Information war wahrscheinlich klassifiziert. Ich ließ ihm Zeit, etwas nachzudenken und wandte mich an den rothaarigen Soldaten.

„Eine USP oder P8.“

Der Rothaarige kramte in seiner Kiste und zauberte eine glänzende USP hervor. Ich verstaute die Pistole in meinem Stiefel.

Becker sah auf.

„Vermutlich alle. Die, die wir aufhalten konnten, waren ausnahmslos Träger.“

Sofort war es totenstill in der kleinen Kabine. Ich spürte, dass die anderen Soldaten geschockt waren. Der Rothaarige fummelte sein Handy hervor. Becker sah es und schüttelte langsam den Kopf.

„Machen Sie das nicht“, sagte er langsam. Seine Stimme gewann wieder an Autorität.

„Heilige Scheiße!“, flüsterte der Dicke. Ich musste ihm Recht geben. Wir schwiegen, während der Wagen uns immer näher an das Depot brachte.

Ein Hubschrauber dröhnte in der Ferne, als wir vor dem Reichstag in Stellung gingen. Der Wind zerrte an uns, und die beißende Kälte kroch mir unter die Uniform. Es war Dezember. Schnee hatte es keinen gegeben, aber es war so kalt, dass man buchstäblich festfror, wenn man sich nicht bewegte. Das war gut für uns alle, denn es verlangsamte nicht nur uns, sondern auch die Infizierten. Das mobile Einsatzkommando bestand aus vier Leopardpanzern, die einen Kreis gebildet hatten. Nebel kroch über den Boden. Dazwischen bohrten sich

Scheinwerferlanzen in die Dunkelheit. Zwischen ihnen wuselten Soldaten, Polizisten und einige Anzüge herum. Die meisten sahen ziemlich abgekämpft aus. Die Politiker wollten vermutlich so schnell wie möglich zurück ins Depot. Zumindest sobald wir da aufgeräumt hatten. Wir marschierten an ihnen vorbei und wurden vorsichtig gemustert. Ein Soldat winkte mit einer roten Kelle, als wir den inneren Kreis passierten.

„Kampfeinheit im Kreis“, meldete er in ein kleines Mikro.

Ich kannte keinen der Leute. Meine alte Einheit war aufgeteilt worden. Ich hoffte, dass sie meinem Rat gefolgt waren und sich abgesetzt hatten. Nicht jeder war so fanatisch wie Becker.

Becker führte mich zu dem Stahlschreibtisch, der hier schon seit Monaten stand. Ich hatte ihn mit aufgebaut. Noch immer war er durch eine Tarnfarbenzeltplane geschützt. Gasbrenner sorgten für Wärme, und es gab sogar Kaffee. Den Einsatzleiter kannte ich nicht. Sie wechselten alle paar Wochen. Wer hier erfolgreich Dienst tat, hatte sich ein Ticket auf die Inseln verdient. Trotz der Kälte trug der Einsatzleiter nur ein weißes Hemd, über dem eine Krawatte flatterte. Er war klein und untersetzt. Ich schätzte ihn als einen Offizier ein. Wie die meisten im Einsatz trug er keine Abzeichen mehr. Nachdem die Genfer Konvention in einer kontroversen Diskussion außer Kraft gesetzt worden war, verzichteten wir auf Erkennungszeichen. Man wusste nie, wofür man später doch noch zur Rechenschaft gezogen wurde. Er taxierte mich kurz, verkniff sich aber einen Kommentar über mein schäbiges Äußeres. Niemand sah hier besonders gut aus. Zackig zeigte er auf zwei Becher Kaffee, die auf einem wackeligen Rolltisch zitterten. Becker und ich griffen zu. Kaffee war ein willkommener Luxus. Egal, wie mies die Lage war. Die

Flüssigkeit rann meine Kehle herab, und ich dachte einen Moment an früher. Der Geschmack erinnerte mich an Claudia. Den letzten Kaffee hatten wir zusammen getrunken. Er hatte mir nicht geschmeckt. Becker hustete. Sein Blick ging in den Himmel, und ich folgte ihm. Ein großer Transporthubschrauber tauchte aus der Schwärze auf. An seinen Kufen schaukelte ein riesiger Container. Eine Nachschublieferung. Lebensmittel und Waffen für die Soldaten. Er flog direkt auf uns zu. Der Einsatzleiter verzog das Gesicht, denn der Lärm erstickte alles.

„Mein Name ist Roskau. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind!“

Er meinte es vermutlich ernst. Er sah wie ein Bürokrat aus, der sich Mühe gab, aber mit der Situation völlig überfordert war. Wahrscheinlich hatte er irgendwo eine Frau und Kinder, denen er die Inseln versprochen hatte. Ich konnte es ihm nicht verdenken.

„Sie waren der letzte Soldat damals im Depot. Ist das richtig?“

Ich nickte knapp. Roskau begann noch lauter zu sprechen.

„Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie sich jetzt auch wieder an der Operation beteiligen würden.“

Ich sagte nichts, merkte aber, dass Umstehende uns zuhörten. Unsicher starrten sie mich an. Sie kannten bisher nur meinen Namen. Jetzt stand der Kommandant der „schwarzen Einheit“ vor ihnen. Roskau schien zu zögern. Er lockerte seine Krawatte. Ich überprüfte mein XM8 und ahnte, dass er noch etwas fragen wollte. Sie wollten es alle wissen. Er leckte sich über die Lippen. Jetzt war der Lärm des Helikopters über uns ohrenbetäubend.

„Meine letzten Unterlagen über Sie sagen, dass der Weißbefehl für Sie nicht gilt. Ist das noch so?“

Ich sah auf und deutete ein Nicken an.

„Positiv!“

Er atmete auf. Ebenso alle Umstehenden. Sie waren alle gleich. Wenn es um ihren Arsch ging, war es ihnen egal, wer von wem erschossen wurde. Ich hatte allerdings nicht erwartet, was er jetzt sagte:

„Sie sind der Letzte, der diese Prioritätsstufe trägt. Die UN hat sie abgeschafft.“

Ich antwortete nicht. Ich war also der letzte „schwarze Kommandant“. Und sah aus wie ein Säufer.

Roskau zeigte auf die ehemalige Wiese vor dem Reichstag, dann deutete er auf das XM8. Ich begriff, schaltete den Nachtsichtmodus ein und spähte über das Feld. Ich erkannte einige Krater und etwa ein Dutzend zerfetzte Leichen. Wir hatten ein Minenfeld auf dem ehemaligen Platz der Republik errichtet. Es hatte die Wahnsinnigen nicht aufgehalten. Sie ließen sich nicht mehr durch Drohungen aufhalten. Viel hatte sich verändert in den letzten sechs Monaten, in denen ich mich in meiner Wohnung verkrochen hatte.

„Die anderen sind durch!“, schrie Roskau. Noch immer kreiste der Transporthubschrauber über uns. Der Container senkte sich zu Boden. Soldaten griffen nach ihm und stabilisierten ihn. Blätter auf Roskaus Tisch flatterten hoch. Einige landeten auf dem gefrorenen Boden. Roskau stemmte sich auf die Überbleibsel und holte wieder Luft.

„Sie werden sicher verstehen, dass das eine freiwillige Mission ist!“

Ich nickte wieder. Ein Walkie-Talkie an seinem Gürtel knackte.

„Mission Glutregen bittet um grünes Licht!“

Roskau sah uns ernst an. Der Container setzte auf. Der Hubschrauber befand sich knapp zehn Meter über unseren Köpfen. Die schweren Seile wurden mühselig ausgeklinkt.

„Sie haben eine Stunde. Dann werden wir die Regierung

evakuieren und einen Gaseinsatz mit Feuerunterstützung vorbereiten.“

Mein Gesicht verfinsterte sich. Roskau hob entschuldigend die Hände. Der Container stand inzwischen frei auf dem Rasen. Der Hubschrauber stieg langsam wieder in die Höhe. Ich sah auf die Siegel am Container. Biohazard. Sie verloren keine Zeit. Wütend stellte ich den Kaffee ab und wandte mich ab. Ich wollte auch keine Zeit mehr verlieren und marschierte los.

„Nicht meine Entscheidung, Rollberg! Viel Glück!“

Er schrie noch immer, obwohl der Transporthubschrauber schon längst nur noch leise brummte. Die anderen Soldaten sahen uns hinterher. Ich checkte erneut mein XM8, da merkte ich, dass Becker noch immer neben mir ging. Schweigend erreichten wir die Barrikaden vor dem Minenfeld.

„Wie viele Freiwillige gibt es?“, fragte ich, während ich auf den Reichstag, den wir jetzt Depot nannten, startete. Depot, weil er nicht nur Nahrung und Wasser bot, sondern weil auch die Regierung sich noch immer dort befand. Und weil sich im ehemaligen Plenarsaal Hunderte Zivilisten aufhielten. Das Depot war der einzige sichere Ort in Berlin. Viele von uns hatten ihre Kinder und Frauen dorthin gebracht, dann hatten wir das Gebiet gesichert. Es war meine Aufgabe gewesen, es zu verminen. Niemand sollte zu Fuß reinkommen. Ich hatte damals gedacht, dass Claudia sicher sei. Claudia und ihr neuer Mann.

„Nur einen“, sagte Becker. „Mich.“

Sekunden später liefen wir über das Feld vor dem Reichstag. Becker war so klug, direkt hinter mir zu bleiben. Ich wusste noch ziemlich genau, wo ich die Minen platziert hatte. Aber es war unnötig. Die meisten waren hochgegangen. Leichenteile rauschten an mir vorbei. Ich versuchte, nicht auf

den Boden zu blicken, denn hier und da nahm ich eine Bewegung wahr. Die Minen hatten nicht alle getötet. Stattdessen fixierte ich die weiße Fahne, die über der Kuppel wehte. Die Fahne der Einheit, die über zwanzig Jahre ununterbrochen gehisst war, hatten wir ersetzt durch die weiße Erkennungsfahne der neuen Föderation. Jedes Land, das betroffen war, musste Quarantäneflaggen benutzen. Meistens ein blauer Kreis auf weißem Grund. Wenn der blaue Kreis schwarz hinterlegt war, bedeutete das, dass das Kriegerrecht ausgerufen war. Italien und Spanien hatte es so erwischt. Schüsse krachten hinter mir. Ich wirbelte herum. Becker schoss auf kriechende Infizierte. Schwarzes Blut blitzte im Nebel auf.

„Unnötig!“, rief ich. Becker schloss mit funkelnden Augen zu mir auf, sagte aber nichts.

Geduckt näherten wir uns der breiten Treppe am Haupteingang. Ich blickte zur Kuppel hinauf. Dort flackerte rotes Signallicht. Ein Zeichen, dass die Regierung uns erwartete. Ich erkannte kaum Schäden am Gebäude. Sogar der Schriftzug „Dem deutschen Volke“ war noch intakt. Jemand hatte mit Graffiti jedoch „Nero“ darüber gesprüht. Das war der Spitzname für die Seuche, die in Rom zum ersten Mal aufgetreten war. Von dort hatte sie sich über ganz Europa ausgebreitet. Noch hatte niemand sie gestoppt. An den Eingangssäulen prangten Einschüsse und Blutspritzer. Langsam bestiegen wir die Treppe. Es war alles ruhig.

Die schwere Eingangstür war zerstört. Sie waren einfach durch das Glas gebrochen. Ich spähte hindurch, konnte aber nichts ausmachen. Innen war es stockdunkel. Becker warf einen kurzen Blick auf seine Uhr.

„Wir haben den Kontakt vor drei Stunden verloren. Vermutlich haben sich alle Zivilisten im Plenarsaal versteckt.“ Er machte eine Pause. „Er ist doppelt gesichert. Von innen und von außen.“

Ich nickte bitter. Wir konnten nur hoffen, dass sie es

noch geschafft hatten. Das bedeutete, dass die Infizierten jetzt durch das Gebäude irrten.

„Okay, wir schießen nach einer Vorwarnung“, sagte ich.

Becker erwiderte nichts. Das war ungewöhnlich. Ich kannte ihn eigentlich als jemand, der erst schoss und dann nachlud, bevor er Fragen stellte. In diesem Moment dachte ich noch, dass er wirklich Zivilisten schonen wollte. Ich setzte das Nachtsichtgerät auf und scannte die Umgebung. Nichts war zu sehen. Langsam schob ich mich vorwärts.

2. Caligula

Irgendetwas stimmte nicht. Ich stoppte in der Dunkelheit und ließ sogar Becker in mich hineinstolpern. Er fluchte leise. Ich ignorierte ihn und drückte mich an die Wand im ersten Stock. Hier hatten Bilder gehangen. Jetzt waren davon nur noch ein paar Fetzen übrig. Lautlos drehte ich mich zu Becker und legte den Finger auf den Mund. Er verstand und atmete flach. Einige Sekunden lauschten wir in die Dunkelheit. Es war vollkommen still. Kein Kratzen, keine Schritte, kein Gekreische. Die typischen Geräusche der Infizierten blieben hier völlig aus. Ich spürte Becker neben mir atmen.

„Was sagt Ihnen das?“, fragte ich.

Becker stöhnte.

„Sie müssen hier sein. Möglicherweise verstecken sie sich.“

Ich hielt das nicht für plausibel. Die Infizierten zeigten kein kontrolliertes Verhalten. Wenn das Virus erst mal ausgebrochen war, kannten sie nur rasende Wut und Hass. Sie verhielten sich wie amoklaufende Wirte, die das Virus verbreiten wollten. Jeder, der nicht infiziert war, wurde von Ihnen angefallen und gebissen. Dann hetzten sie weiter. Wenn sie uns hier gewittert hätten, hätten sie uns schon längst angegriffen. Irgendetwas war hier faul. Die Stille konnte nur eines bedeuten: In den Gängen gab es keine Infizierten. Becker wusste, was ich dachte.

Im ersten Obergeschoss war der einzige Zugang zum Plenarsaal. Der blaue Bereich, wie er früher genannt wurde. Die Regierung hatte sich im Dachrestaurant, gleich neben der Kuppel, einquartiert.

„Wir müssen den Plenarsaal überprüfen“, flüsterte Becker.

„Dann los!“, sagte ich und schlug den richtigen Weg ein. Wir beide ahnten, was uns dort erwarten würde. Ich beobachtete noch immer den Boden und die Wände. Kaum

Kampfspuren. Die Infizierten hatten sich nicht lange in den Gängen aufgehalten. War das Virus noch nicht ausgebrochen, als sie durch die Gänge hasteten? Normalerweise hinterließen die Infizierten eine Spur aus Blut und Chaos. Wir mussten uns darauf einstellen, dass sie alle vor dem Plenarsaal waren. Ich wollte es mir nicht ausmalen, was es bedeutete, wenn sie schon eingedrungen waren. Aber die Stille verhiess nichts Gutes.

Becker und ich schoben uns weiter vor, die Gewehre im Anschlag. Das XM8 surrte in meiner Hand, denn das Infrarotlicht suchte sich immer neue Punkte, die es an den Entfernungsmesser weitergab. Ich bekam Tische, Stühle, haufenweise Koffer und sogar ein Fahrrad ins Visier. Aber alles war völlig tot und leblos. Was mich am meisten wunderte, war, dass es keine Leichen gab.

Der Plenarsaal war wenige Minuten von uns entfernt. Plötzlich nahm ich eine Regung zwischen zwei Säulen wahr. Ich verfolgte sie sofort mit dem XM8. Eindeutig ein Huschen. „Licht!“, schrie ich als Warnung, um Becker nicht zu blenden, dann schaltete ich die Lampe des XM8 ein. Sofort bohrte sich ein gelber Lichtstrahl in den Gang vor uns. Staub tanzte in seinem Kegel. Ich balancierte ihn aus. Becker hielt den Atem an. Wir rührten uns nicht. Ich ließ den Kegel sorgfältig über die Säulen gleiten.

„NSK!“, brüllte ich. Das war die inzwischen geläufige Abkürzung für Nationales Sonderkommando, das nach dem Ausbruch aus dem Rest der Bundeswehr und der Polizei gebildet wurde. Jeder musste wissen, dass das NSK Schießbefehl hatte, wenn man sich nicht eindeutig zu erkennen gab. Die meisten hielten sich daran. Wir hatten Blaustreifen dabei. Ein Speichelabstrich genügte, um festzustellen, ob jemand infiziert war ... Was dann passierte, ergab sich meistens aus der Situation. Es gab kein Heilmittel.

„NSK!“, wiederholte ich.

„Nicht schießen!“, antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit. Es war ein Mann, und mir kam die Stimme irgendwie bekannt vor.

„Kommen Sie mit erhobenen Händen hervor!“, rief ich, noch immer nicht sehend, mit wem ich es zutun hatte.

„Einen Blauen“, flüsterte ich schnell. Becker fummelte an seiner Uniform, riss etwas auf, das wie ein Kreppverschluss klang, und reichte mir dann einen dünnen Papierstreifen über die Schulter. Ich ließ die Säulen vor mir nicht aus den Augen. Eine schmale Gestalt drückte sich da an die Wände.

„Betreten Sie die Mitte des Ganges!“, sagte ich laut. Es kam Bewegung in den Schatten. Ein Mann schälte sich aus der Dunkelheit und tapste unsicher in den Gang. Er hatte die Hände erhoben, drehte uns aber den Rücken zu.

„Langsam umdrehen!“

Während er sich wie in Zeitlupe bewegte, griff ich nach dem Blaustreifen.

Als der Mann uns fixierte, erkannte ich ihn. Ihn hätte ich am liebsten gleich erschossen. Sein Name war Markus Tromper, Referent im Wirtschaftsministerium. Ich kannte ihn kaum, hatte ich nur einige Male auf Empfängen, die ich Claudia zuliebe besucht hatte, getroffen. Dass er sie damals schon fickte, erfuhr ich erst sehr viel später. Zu mir war er immer sehr nett gewesen.

Verkniffen blinzelte er in das Licht meiner Lampe.

„Rollberg, sind Sie das?“

Anstatt zu antworten, warf ich ihm den Blaustreifen zu. Er fing die Pappe ungeschickt auf.

„Los, machen Sie den Test!“, rief ich und nahm ihn ins Visier. Das war der kritische Moment. Wenn er infiziert war, musste er sich jetzt zu erkennen geben. Die meisten Infizierten warfen sich aus lauter Verzweiflung in das Mündungsfeuer. Von mir aus konnte er sich der Mehrheit anschließen. Aber

Tromper nahm bloß den Streifen schnell zum Mund, leckte daran wie an einer Briefmarke und warf ihn dann vor unsere Füße. Wir schwiegen die drei Minuten, die der Test brauchte. Ich musterte ihn derweil. Er sah ganz schön fertig aus. Seine Haut war grau und sein Gesicht eingefallen. Mangelernährung. Ich war davon ausgegangen, dass die Versorgung zumindest im Depot stimmte.

„Es ist blau“, sagte Becker. Tromper war gesund.

„Okay, kommen Sie zu uns rüber!“, sagte ich. Tromper ließ die Hände sinken und schlurfte auf uns zu. Er ließ den Kopf dabei hängen.

„Bewegen Sie sich schon!“, forderte ich. Als er endlich da war, merkte ich, wie dünn er war. Sein Atem ging rasselnd, und ich hatte das Gefühl, er hätte sich am liebsten irgendwo abgestützt. Becker gab ihm Wasser aus seiner Feldflasche. Er trank gierig und musterte uns dann verstohlen.

„Sind Sie allein?“

Er nickte bloß.

Becker sah mich fragend an.

„Wo sind die anderen?“, schob ich hinterher.

Tromper atmete aus. Becker nahm ihm die Flasche wieder ab und wischte sie misstrauisch ab. Tromper schien seltsamerweise zu überlegen, was er sagen sollte.

„Haben Sie die Frage nicht verstanden?“, fauchte ich.

„Einen Moment bitte!“, antwortete er schleppend. Er lehnte sich an die Wand und schloss die Augen. Becker und ich sahen uns ratlos an.

„Wir haben nicht mehr viel Zeit!“, sagte ich. Den Giftgaseinsatz behielt ich besser für mich. Tromper nickte, als würde er endlich verstehen.

„Sie waren plötzlich da. Es ging furchtbar schnell. Ehe wir gewarnt werden konnten, waren sie schon vor den Türen.“

„Die Türen sind gesichert“, erwiderte ich. „Sie halten selbst Einschüssen stand.“

Tromper sah mich lang an.

„Irgendetwas muss schief gegangen sein. Die Haupttür schwang auf. Vielleicht hat es einen Kurzschluss gegeben.“

Oh Gott, dachte ich.

„Wir hatten Waffen und taten, was wir konnten.“

Schließlich gelang ein paar von uns die Flucht.“

Misstrauisch sah ich ihn an.

„Sie gehörten natürlich dazu.“

Er reagierte nicht auf meine unausgesprochene Unterstellung. Instinktiv fragte ich mich, was mit Claudia passiert war. Er schien meine Gedanken zu erraten.

„Ich weiß nicht, wo Ihre Frau ist. Wir haben uns getrennt.“

Becker schaltete sich ein. Er sah mich entschlossen an.

„ Klären wir das jetzt!“

Wir nahmen Tromper in die Mitte und gingen in Richtung Plenarsaal.

Die Türen waren verschlossen. Dahinter herrschte Dunkelheit. Noch immer war es totenstill. Ich spähte durch die schmierigen Glasscheiben des Westeingangs. Es war der alte Haupteingang. Der schwere Bundestagsadler hing auf der gegenüberliegenden Seite. Schnell knipste ich das Licht über dem Lauf an. Der Strahl verlor sich im Schwarz des Saales. Becker rüttelte an der Tür.

„Warum ist sie verschlossen?“, fragte er.

Tromper zuckte mit den Schultern.

„Das Sicherheitssystem muss sie wieder verriegelt haben.“

Ich warf ihm einen misstrauischen Blick zu und trat an die Scheibe. Warum war es, verflucht noch mal, so dunkel und still?

„Können wir die Sicherung überbrücken?“, fragte ich Becker. Der bleckte die Zähne.

„Klar!“, erwiderte er und riss sein G36 hoch. Ich hatte gerade noch genug Zeit, um Tromper zurückzuziehen. Becker feuerte ein paar Schüsse auf die Scheibe. Klirrend zersprang sie vor unseren Augen. Als der Rauch sich verzogen hatte, starrten wir auf eine Blutspur, die in die Dunkelheit führte.

„Hallo!“, brüllte Becker.

„NSK!“, schob ich hinterher. Wieder keine Reaktion. Vor uns breitete sich die Stille eines Friedhofes aus. Becker und ich zögerten, den Saal zu betreten. Ohne Licht war das Unterfangen ein Problem. Wir konnten nicht einfach wild um uns schießen. Das Licht der Gewehre reichte nicht aus.

„Rollberg!“, sagte Becker und trat zu mir. Ich wandte ihm meinen Kopf leicht zu, ließ aber die Dunkelheit nicht aus den Augen.

„Ich kann die Signalfackel benutzen.“

Ich überlegte. Dann konnten wir nicht mehr den Erfolg der Mission signalisieren. Aber so, wie das jetzt aussah, schien sowieso einiges nicht nach Plan zu laufen.

„Okay!“

Becker zog die rote Stange hervor und schlug sie auf. Rote Funken sprühten, sofort breitete sich ein wabernder Schein aus. Er zählte bis drei und warf dann die Fackel in den Plenarsaal. Meine Augen wurden geblendet, trotzdem machten wir einige Schritte vorwärts. Dann brach die Hölle los.

Als ob der Gestank unter ihren Leibern verborgen war, bemerkte ich ihn erst, als sie sich aufrichteten. Das Signallicht schien sie geweckt zu haben. Instinktiv erkannte ich, dass weder Becker noch ich hier den Weißbefehl beachten mussten. Wir blickten in die Fratzen von Infizierten, die uns mit hohläugigen Gesichtern anstarrten. Sie wirkten, wie aus einem Winterschlaf erwacht. Dabei war die Attacke erst ein paar Stunden her. Sie mussten sofort hierher gelangt sein. So viel zu unseren Sicherheitssystemen.

„Achtung!“, fauchte ich. Auch Becker hielt noch inne.

Wir warteten noch einige Augenblicke, denn manchmal waren sie aus welchen Gründen auch immer nicht aggressiv. Wir täuschten uns. Je heller es wurde, umso so mehr Bewegung kam in die Masse. Die Ersten sprangen auf. Unglaubliche Energie schien sie plötzlich anzutreiben. Das Virus war schnell und wirkte sich auf die Muskeln und die Koordination aus. Alles ging zackiger, hektischer. Wütender ... Jetzt glühten ihre Augen im Schein der Fackel. Und sie sahen uns. Es waren zu viele ...

„Rückzug!“, brüllte ich. Aber da krachte Beckers G36 schon los. Anstatt auf meinen Befehl zu reagieren, stürmte er nach vorn und begann auf die Infizierten zu schießen. Sie kamen jetzt aus allen Ecken. Der Plenarsaal leuchtete glutrot. Die Bänke waren längst herausgerissen und improvisierten Schlafbrettern gewichen. Rucksäcke, Kanister und Lebensmittel säumten den Boden. Dazwischen Leichen. Ich stolperte vorwärts, noch immer völlig paralysiert. Die meisten Infizierten hatten sich hinter der Mauer, vor der das Rednerpult stand, versteckt. Sie stürzten wie auf Kommando in die Mitte des Saales. Becker wirbelte herum. Seine Schüsse pflügte durch die Heranstürmenden. Kopfschüsse ließen Schädel platzen. Das schwarze Blut sprudelte wie in Fontänen aus ihnen heraus. Weitere Salven folgten.

Ich erwachte aus meiner Erstarrung. Tromper zitterte neben mir, aber ich hatte jetzt keine Zeit, um mich um ihn zu kümmern. Ich ließ ihn stehen und marschierte feuernd zu Becker. Das XM8 ist eine Spezialanfertigung des G36. Es schießt weiter und präziser, allerdings wird der Lauf zu schnell heiß. Das Dauerfeuer lässt es wie ein Maschinengewehr klingen. Ich entschied mich, dass ich hier keine Munition sparen musste. Wir waren zu spät gekommen. Mein XM8 brüllte los. Die Projektile pflügte durch die Angreifer. Beine wurden umgeknickt. Arme abgerissen. Hautfetzen trafen mich. Es roch nach verbranntem Fleisch. Aber all das hielt sie nicht

auf. Sie reagierten gar nicht auf unsere Schüsse. Als hätte jemand einen Schalter in ihrem Hirn umgelegt. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Bisher waren die Infizierten krank und gefährlich, aber nicht wahnsinnig. Diese hier waren es. Schwarzes Blut regnete auf uns herab, als wir feuernd voranschritten. Becker schrie bei jedem Schuss. Eine Taktik, um noch mehr anzulocken. Ich sah kaum, auf wen er alles schoss, denn mit seinem Gebrüll zog er sie alle an. Der Rednerbereich war über und über mit Blut bespritzt. Einige Infizierte stolperten noch immer durch die Reihen, aber er hatte sie schon deutlich dezimiert. Becker feuerte in kürzeren Abständen. Das Licht wurde schwächer.

„Gezielt feuern!“, rief ich. Er schien mich nicht zu hören. Hass loderte in seinem Gesicht. Wie ein Roboter lud er nach.

„Becker! Feuerdisziplin!“ Wenn er mich hörte, dann war es ihm egal, was ich sagte. So kannte ich ihn.

Erst jetzt sah ich das kleine Kind, das auf Becker zustürmte. Ein Mädchen, eindeutig infiziert. Becker zögerte. Dann schoss er abrupt und schleuderte das Mädchen mit dem tödlichen Schuss gegen das Rednerpult. Diesmal schrie er, als hätte er Schmerzen. Ich packte zu und schüttelte ihn. Tränen bedeckten sein Gesicht.

„Was ist mit Ihnen los?“

Aber Becker presste nur die Lippen aufeinander und riss sich dann von mir los. Er schrie mir irgendetwas Unverständliches entgegen. Speichel spritzte auf seine Uniform. Ich drehte mich um, denn ich hatte der Wand mit dem Adler den Rücken zugedreht. Ein Anfängerfehler. Aber Becker half. Er schoss die Infizierten, die von links und rechts auf mich zustürmten, zusammen. Ich stolperte nach vorn und klammerte mich dann an das Rednerpult. Mein Blick glitt zu Boden. Blondes Haar flackerte auf. Ich kannte es. Becker jagte eine weitere Salve quer über meinen Kopf. Blut stiebte durch die Luft. Instinktiv ließ ich mich fallen. Im Getön des G36

kroch ich am Pult vorbei und riss die Figur aus ihrem Versteck. Sie war so leicht wie früher. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es war Claudia. Sie lebte, sah aber furchtbar aus. Ich zog sie hoch und stolperte auf Becker zu.

Er feuerte noch immer. Geduckt hetzten wir an ihm vorbei.

„Rückzug!“, schrie ich. „Raus hier!“

Claudia hing fast regungslos in meinen Armen. Die zerstörte Glastür wackelte vor uns. Am Eingang stand Tromper und schien nicht zu wissen, wohin er laufen sollte. Schließlich erklimmen wir die Stufen. Atemlos ließ ich Claudia neben den Splittern der Tür zu Boden sinken. Ihr Blick war verschleiert, aber wach. Ich deutete auf sie und schrie:

„Tromper, tragen Sie sie in den Gang!“

Tromper spähte durch die Tür und sah mich unentschlossen an. Ich hob wie zur Drohung mein Gewehr, dann reagierte er endlich und kroch zu Claudia. Ruckartig wandte ich mich ab, um Becker zu holen.

Die Fackel verglühte. Die Dunkelheit kam wie in Wellen. Mehr und mehr musste ich mich an den Schüssen orientieren. Dann starb das rote Licht. Anstatt das Infrarot zu verwenden, knipste ich den Lichtkegel an. Mein Weg wurde jetzt in grelles Licht getaucht. Noch immer stand Becker feuernd in der Saalmitte und rotierte um die eigene Achse. Ich schaltete auf Einzelfeuer und näherte mich ihm. Gezielt tötete ich einige Infizierte. Er bemerkte es, grinste mir aber nur verschwörerisch zu. Dann erreichte ich ihn. Zwei infizierte Frauen krochen über den Boden. Ich schoss in ihre Köpfe, sofort blieben sie liegen.

„Soldat Thomas Becker!“, schrie ich. „Stellen Sie das Feuer ein!“

„Tut mir leid, Rollberg!“, schrie er zurück und wankte weiter nach vorn. Es war kontrollierter Selbstmord. Hinter der Mauer kauerten noch mehr. Ich riss das XM8 hoch.

„Becker!“, schrie ich als letzte Warnung. Sein Kopf ruckte herum. Er sah furchtbar verzweifelt aus, schoss aber weiter auf die Infizierten. Mechanisch lud er immer wieder durch und schoss ihnen direkt ins Herz.

„Bringen Sie Ihre Frau hier raus!“, schrie er. Ich konnte es nicht fassen. Er spielte den Helden. Becker eben. Ich ignorierte sein Geschrei. Er achtete nur auf die Infizierten, die sich trotz seines Dauerfeuers immer wieder auf ihn stürzten.

„Zurück!“, brüllte ich, so laut ich konnte. Er sah mich entgeistert an. Ich reagierte nicht, sondern zielte mit dem XM8 über seinen Kopf. Er verfolgte den Lauf, dann verstand er endlich. Ich feuerte. Das XM8 vibrierte in meiner Hand. Die Projektile trafen den Bundestagsadler. Das gigantische Stahlgebilde löste sich aus seinen Verstrebungen. Krachend stürzte es zu Boden. Erst stand es senkrecht am Boden, dann kippte es auf uns zu. Schnell zog ich den sich windenden Becker zurück. Der Adler begrub die Infizierten unter sich. Sofort war es still. Nur das schwere Metall knirschte noch. Erst jetzt hatte ich die Möglichkeit durchzuatmen. Aber zerquetschte Infizierte krochen unter dem Adler hervor. Ich schoss wieder, aber diesmal reichten wenige gezielte Treffer. Fluchtartig zerrte ich Becker zurück. Ich hatte viele Infizierte gesehen, aber noch nie solche Wahnsinnigen. Ihre Raserei kannte kein Halten. Selbst als sie tödlich verwundet waren. Auf der Treppe sahen wir uns ein letztes Mal um. Nur noch ein leises Fauchen war zu hören. Es blieb aber in der Dunkelheit und erstarb langsam. Ich drehte ich mich langsam zu Becker. Er starrte auf den Boden, während seine Waffe an seiner Seite baumelte. Abwesend hob er den Kopf und sah mich ausdruckslos an.

„Wir nennen es Caligula. Eine neue Mutation ... Ein Hybridvirus ... Schneller, härter, tödlicher. Mortalitätsrate 100 %.“

Ich begriff. Deshalb eine Freiwilligenmission. Deshalb

ich? Weil ich sowieso schon raus war? Ich riss mich zusammen.

„Ich brauche Sie!“ Er starrte ins Leere, dann sah er auf.

„Tut mir leid!“

„Reißen Sie sich zusammen! Wir müssen die Regierung jetzt hier rausbringen.“

Becker zuckte zusammen. Bitter sah er mich an. Seine Augen flackerten wieder. Ich hatte aber keine Zeit für seine Befindlichkeiten, sondern lud das XM8 durch.

Wir rannten zur Anhöhe und stolperten aus dem Saal. Draußen erwarteten uns meine Ex-Frau und ihr Ex-Geliebter. Wir sicherten den Saal erneut, doch die Infizierten blieben zurück. Es sah so aus, als hätten wir fast alle getötet.

„Zurück!“, schrie ich unsere Gruppe an und trieb sie in den dunklen Gang, aus dem wir gekommen waren. Wir erklimmen die Besuchergalerie, dann das zweite Obergeschoss. Die Kuppel war nicht mehr weit. Auf den dunklen Gängen im dritten Stock hielten wir das erste Mal inne. Infizierte schienen uns nicht zu folgen. Ich sah auf die Uhr. Mission Glutregen begann in wenigen Minuten. Wir hatten eigentlich keine Zeit, aber die verzerrten Gesichter von Claudia und Tromper sprachen Bände. Becker sah nur stur geradeaus.

Claudia und Tromper sanken zu Boden.

„Zwei Minuten!“, sagte ich zu Becker. Er nickte wortlos. Wie immer nutzte ich eine Gefechtspause, um zu atmen. Einfach ruhig ein und ausatmen. Eine Minute lang sagte niemand etwas. Schließlich wandte ich mich an meine Ex-Frau.

„Hallo Claudia“, sagte ich leise. Claudia starrte mich an wie einen Verschollenen aus dem Krieg. Ich weiß nicht, ob Bedauern über unsere Trennung in ihrem Blick lag, aber etwas war da. Sie sah schlecht aus. Wir hatten uns vor sechs Monaten getrennt. Sie war hiergeblieben. Ich hatte Becker gesagt, er könne zum Teufel fahren und mich dann in meiner Wohnung

in Lichtenberg verkrochen.

Sie hatte während dieser Zeit im Plenarsaal gelebt. Dementsprechend sah sie auch aus. Ihre Haare waren fettig und dünn. Sie schienen ihr auszufallen. Sie war blass, mager und hatte aufgeplatzte Lippen. Zitternd lehnte sie an der Wand.

„Wieso bist du noch nicht ausgeflogen worden?“, fragte ich. Becker hatte sich inzwischen beruhigt und leuchtete durch den Gang vor uns. Es war vollkommen still. So wie es aussah, waren tatsächlich alle Infizierten im Plenarsaal gewesen.

„Die Flüge wurden vor vier Wochen eingestellt“, antwortete sie. Tromper saß händeringend neben ihr. Seine Nervosität steckte mich an. Aber sie beachtete ihn nicht. Ich stupste Becker fragend an. Er zuckte mit den Schultern. Es war aussichtslos, aus den beiden etwas herauszubekommen. Ich zeigte auf den Gang vor uns und schulterte das XM8.

„Wir müssen in die Kuppel!“

„Warte!“, sagte Claudia. Überrascht sah ich sie an. Sie erhob sich mühsam, schwankte etwas, stabilisierte sich dann aber. Sie war unglaublich dünn, aber ihre Figur war noch immer anziehend.

„Kann ich eine Waffe haben?“

Diese Frage hatte ich am Wenigsten erwartet. Ich blickte unentschlossen zu Boden, schließlich zog ich die USP aus meinem Stiefel und gab sie ihr. Claudia ergriff sie mit zitternden Händen und umklammerte sie wie einen rettenden Anker.

„Du musst ...“, hob ich an, als sie wie an Fäden gezogen herumruckte und auf Tromper anlegte. Er schaffte es noch, überrascht zu gucken, dann feuerte sie und traf ihn direkt in der Stirn. Wie eine Puppe flog er gegen die Wand.

„Claudia!“, schrie ich. Sie ließ die Waffe fallen und starrte nur auf den toten Tromper.

Dann sah sie mich an.

„Frag nicht“, flüsterte sie. Ich hob die USP auf und trat

zurück.

„Weiter!“, sagte ich heiser. Becker und Claudia widersprachen mir nicht.

Während wir die Treppe zur Kuppel hinaufstiegen, fragte ich mich, warum die Flüge eingestellt worden waren.

„Becker?“, fragte ich. „Was wissen Sie über die Inseln?“

Becker sah mich nur müde an.

„Niemand weiß etwas Genaues.“

„Was ist mit den Flügen?“

„Nach meinen Informationen finden sie noch statt“, sagte er. Seine Stimme war völlig monoton. Claudia trottete stumm hinter uns her.

3. Caesar

In der Reichstagskuppel hatte sich die Regierung ohne Umwege verschanzt. Sobald „Nero“ in Deutschland bestätigt wurde, sicherte man den oberen Bereich vollkommen ab. Die frühere Touristenattraktion glich nun einer Festung. Der Kanzler legte Wert darauf, nicht zu den Inseln geflogen zu werden. Stattdessen war es damals unsere Aufgabe, das Regierungsviertel zu sichern. Die „Sondereinheiten“ wurden gegründet. Einige Minister waren gleich geflohen. Darunter der Innenminister und die Gesundheitsministerin. Wer tapfer die Stellung hielt, waren der Kanzler, die Verteidigungsministerin und einige enge Mitarbeiter. Claudia hatte für das Wirtschaftsministerium als Referentin gearbeitet, genauso wie Tromper. Dadurch hatte ich den Reichstag auch einige Male vor der Epidemie besucht. Als ich in die NSK berufen wurde, setzte man mich hier ein. Beckers und meine Einheit hatten draußen viel zu tun. Als immer mehr Soldaten desertierten, zog man uns zusammen. Die „schwarze Einheit“ entstand. Der Entschluss, das Depot zu schaffen, wurde schnell getroffen. Vor dem Reichstag wurde das mobile Hauptkommando der NSK eingerichtet. Nachdem wir das Depot gesichert hatten und auf dem Dach einen provisorischen Landeplatz installierten, entschied der Kanzler, den Plenarsaal freizugeben. Es war eine politische Good-Will-Aktion. Aber für das Land bedeutete es, dass der Kanzler es nicht im Stich ließ. Wir alle waren froh über die Entscheidung. Ich lief in Claudias Büro, um ihr die Nachricht zu überbringen, denn sie wollte schon packen. Atemlos riss ich ihre Tür auf und erwischte sie vögelnd mit Tromper. Soviel dazu.

Aber ich konnte die anderen nicht im Stich lassen. Und ich war der Einzige mit Minenerfahrung. Sie verlangten, dass ich den Platz der Republik verminte. Damals gab es noch Infizierte, die frei herumliefen. Nicht alle waren sofort

gefährlich. Ich protestierte, stattdessen hob man den Weißbefehl für mich auf. Als ich die Minen installierte, erschoss ich einige Zivilisten, die mich daran hindern wollten. Nachdem ich fertig war, ging ich, ohne mich noch einmal umzudrehen. Und jetzt stand ich wieder in der Spirale. Direkt vor der Kuppel.

„Aufmachen!“, brüllte ich. Nichts geschah. Ich schlug mit dem Gewehrkolben gegen die Tür. Wir hörten Schritte. Eine Kette rasselte, dann wurde die Tür langsam geöffnet. Wir betraten die Kuppel und sahen uns den Resten der Regierung gegenüber. Sie waren gerade beim Packen. Das, was man noch Regierung nennen konnte, bestand tatsächlich nur noch aus dem Kanzler, der Verteidigungsministerin und einem Jungen. Seltsam erwartungsvoll musterten sie uns. Fast misstrauisch. Ich salutierte knapp und senkte mein Gewehr.

„Rollberg, NSK!“, identifizierte ich mich. Becker sagte nichts. Der Kanzler sah von seinem Laptop auf, knallte ihn zu und wandte sich direkt an mich.

„Endlich sind Sie da!“

Ich nickte.

„Gibt es Infizierte hier?“

Sie erstarrten. Der Junge spähte ängstlich auf mein Gewehr. Schnell schüttelte der Kanzler seinen Kopf.

„Wir haben uns gleich eingesperrt, als sie kamen.“ Er atmete durch. „Wir hatten Glück!“

Ich gab mich mit der Antwort zufrieden.

„Wir sollen Sie zur Plattform eskortieren!“

Der Kanzler nickte den anderen zu. Sofort kam Bewegung in die kleine Gruppe.

„Wir packen alles zusammen und folgen Ihnen dann gerne.“ Ich trat zurück, um die Tür zu sichern. Dabei prallte ich in Becker. Er starrte regungslos in die Runde.

„Wir sichern den Gang zur Plattform!“, sagte ich lauter.

Vor allem, um Becker aus seiner Trance zu wecken.

„Mission Glutregen beginnt in drei Minuten!“, hörte ich die Verteidigungsministerin bestätigen.

„Es gibt ein GO!“

Dieser plötzliche Befehl irritierte mich.

„Sie können den Gasangriff ablassen!“, sagte ich. „Die meisten Infizierten sind tot. Wir werden ein Räumkommando hier rein schicken.“

Ich machte eine Pause und übertrat dann meine Kompetenzen.

„Das Gebäude sollte weiter genutzt werden, wenn Caligula so gefährlich ist.“

Der Kanzler und die Verteidigungsministerin tauschten Blicke aus. Sie ignorierten meinen Einwand.

„Sicher ist sicher!“, sagte er. Ich hob erneut an, aber die Verteidigungsministerin schnitt mir das Wort ab.

„Ich bin auch sicher, dass es ein Präzisionsabwurf wird“, sagte sie beschwichtigend. Jetzt entdeckte der Kanzler Claudia. Sein Gesicht hellte sich auf.

„Claudia!“

Aber Claudia blieb still. Irgendetwas stimmte nicht. Es lag etwas in der Luft, das mich verunsicherte. Trotzdem hatte unser Auftrag Priorität. Ich würde später meine Aussage machen können. In diesem Augenblick änderte sich alles, als Becker plötzlich seine Waffe hob. Er entscherte sie und zielte auf den Kanzler. Ich wirbelte herum, war aber machtlos.

„Blasen Sie die Evakuierung ab!“, forderte er. In seinen Augen schimmerte eine Mischung aus Wut und Entschlossenheit.

„Becker, was zum Teufel?“, fragte ich. Aber er ignorierte mich. Stattdessen trat er auf den Kanzler zu.

„Ich fordere Sie zum letzten Mal auf, Mission Glutregen abubrechen und die Evakuierung zu stoppen!“

„Was erlauben Sie sich?“, schrie der Kanzler. Becker lud

durch. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die Verteidigungsministerin zeigte auf mich.

„Sie! Ich befehle Ihnen, den Soldaten festzunehmen!“

Meine Augen ruckten zwischen Becker, dem Kanzler und der Verteidigungsministerin hin und her. Zur Sicherheit trat ich zurück und drückte meinen Rücken gegen die Wand. Zögernd hob ich das XM8. Auf diese Entfernung würde es Becker zerfetzen. Ein Dröhnen lenkte uns kurz ab. Der Helikopter kam.

Ich zielte auf Becker.

„Runter mit der Waffe, Becker!“

Becker beachtete mich nicht. Er starrte nur auf den Kanzler. Ich hatte mit Becker einige Einsätze durchgemacht. Obwohl wir uns nie verstanden, hatte er mir immer den Rücken freigehalten. Und ich ihm. Ich kannte ihn, wenn er entschlossen war. So, wie er jetzt aussah, hatte er immer ausgesehen, wenn er kurz davor war, jemanden zu erschießen. War der Kanzler infiziert?

„Becker!“, sagte ich lauter. Ich versuchte, Autorität auszustrahlen. Zugleich musste ich gegen den Heli über uns anschreien. Die Situation war kurz vor dem Eskalieren. Keine Reaktion von Becker. Er visierte nur den Kopf des Kanzlers an. Dann deutete er auf den Laptop vor ihm.

„Öffnen Sie die Protokolle der letzten Stunden!“

„Nehmen Sie die Waffe runter!“, schrie der Kanzler. Speichel spritzte durch den Raum. Sein Gesicht lief rot an.

„Becker, was soll das?“ Er sah mich nur kurz an. Unglaubliche Verzweiflung verzerrte sein Gesicht.

„Rollberg, prüfen Sie die Protokolle!“

„Wir haben keine Zeit für diese Spiele!“, fauchte die Verteidigungsministerin. Mir schien es, als würde in ihrer Stimme plötzlich Nervosität aufklingen.

„Dreißig Sekunden!“, sagte ich zu Becker und eilte zum Laptop. Schweigend trat der Kanzler zur Seite. Seine Blicke

durchbohrten mich. Vor mir flackerte eine Notfallprotokolldatei auf. Die Meldungen waren völlig schmucklos: *Verdächtige im Radius ... Kontakt ... Positiv ... Durchbruch ... Infizierte im Gebäude ... Achtung: Test auf Caligula positiv ... sofort notwendige Sicherheitsmaßnahmen einleiten ... Bitte bestätigen ... Pause ... Bitte bestätigen ...* Dann kam die einzige Nachricht aus der Kuppel: *Protokoll Caesar aktiviert ... Brutus hat bestätigt ... Schluss ...*

Ich sah auf und suchte Claudia. Ihre Lippen formten nur ein Wort. *Tromper*. Meine Lunge zog sich zusammen. Schweigend trat ich zurück. Becker schnaufte.

„Und?“, fragte er.

Ich nickte bloß.

Der Kanzler wurde blass.

„Das war eine notwendige Sicherheitsmaßnahme. Es ist nicht in Ihrer Befugnis, darüber zu richten.“

Becker schüttelte sehr langsam den Kopf und fragte:

„Das war der Sinn des Saals?“

Der Kanzler japste. Die Verteidigungsministerin wedelte mit den Händen.

„Halten Sie sich an Ihren Auftrag!“

Becker reagierte nicht.

„Becker ...“, versuchte ich es noch einmal. Ich war mir selbst unschlüssig, wie ich handeln sollte. Das musste gemeldet werden ... Aber konnten wir es beweisen? Der Glutregen würde alle Spuren vernichten.

„Stoppen Sie den Gasangriff!“, forderte ich den Kanzler auf.

Er versteifte sich, sank dann auf den Stuhl und starrte mich völlig entgeistert an. Im gleichen Moment setzte der Helikopter über uns auf. Der Kanzler verdrehte die Augen und nickte der Verteidigungsministerin zu. Becker und ich entspannten uns. Sie nahmen Vernunft an. Die Ministerin hob die Hand und öffnete sie dann. Ihr Interkom fiel heraus.

Klimpernd schlug es auf. Mit ihren spitzen Absätzen zertrat sie es. Ich blinzelte ungläubig. Kühl sah sie mich an.

„Wir haben zwei Minuten, bevor das Gas kommt!“

Der Moment, um mich abzulenken, hatte gereicht.

„Ficken Sie sich!“, schrie der Kanzler und riss etwas in die Höhe. Im Augenwinkel sah ich eine Mündung aufblitzen. Becker und ich schossen gleichzeitig. Die Feuerstöße kreuzten sich. Meiner galt der Verteidigungsministerin, seiner dem Kanzler. Sekunden später war Stille. Die Regierung gab es nicht mehr.

Die Bomben fielen schon aus dem grauen Himmel, als wir über das Dach huschten. Sie platzten über uns auf und gaben einen rotgelben Funkenregen frei. Feuerlanzen schlugen neben uns ein. Aber der Helikopter hatte gewartet. Als wir abhoben, glühte der Reichstag von innen. Er explodierte Sekunden später. Claudia, der Junge, Becker und ich wurden in die Sitze gedrückt. Schnell drehte der Helikopter ab. Becker atmete ruhig neben mir.

„Es war ihre Idee, mich zu holen, oder?“, fragte ich.

Er nickte.

„Wussten Sie es die ganze Zeit?“

Er schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Im Plenarsaal war meine Tochter. Die letzte Nachricht, die ich von ihr erhielt, war, dass die Türen plötzlich geöffnet wurden. Von innen.“

Ich dachte an das Mädchen, das er erschossen hatte.

„Tut mir leid“

„Sie haben die Infizierten in den Saal gelockt. Sie haben nicht eine Sekunde gezögert. Ein Köder.“

Der Helikopter tauchte in die Dunkelheit. Der brennende Reichstag wurde immer kleiner.

„Warum haben Sie mich gefragt?“

Becker sah mich müde an, dennoch flog ein verbittertes

Grinsen über sein Gesicht.

„Sie waren der Einzige, von dem ich wusste, dass er sich nicht einschüchtern lässt. Deshalb vertraute ich Ihnen.“

Ich umklammerte den Laptop so fest, wie ich konnte.
Becker hatte recht.

ENDE

De(ad)mokratie

ein sozialpolitischer Diskurs
von Gíalo Canestrelli

Zuerst war es ein Problem.

Ein ziemlich großes Problem, um ehrlich zu sein.

Ich meine... ich gehöre ganz bestimmt nicht zu diesen *Retrogressiven*, die in der Vergangenheit festhängen und einfach nicht in der Lage sind, in den heutigen Zeiten zu leben... sich mit den Innovationen anzufreunden... dabei ist das Leben ein langer, sich stetig wandelnder Fluss, und sich an alten Traditionen und Lebensweisen festzukrallen ist eine unreife, ja schlichtweg falsche Einstellung. Auf so manche Art könnte man ein solches Verhalten sogar als kriminell bezeichnen!

Aber als sie auftauchten... ich gebe es zu, als sie in unsere Welt kamen, gab es schon einige Probleme der Praktikabilität, und ganz zu Anfang war ich auch ein bisschen ratlos.

“Biologische Inkompatibilität”, so haben es die Retrogressiven genannt... Ganz offensichtlich irrten sie sich, aber damals musste das erst noch unter Beweis gestellt werden.

Und das, nachdem doch das vergangene Jahrhundert den ultimativen Sieg der Integration brachte, eine Zeit, in der alle Minderheiten, egal wie groß oder klein sie gewesen sein mochten, ihren verdienten Platz in der Welt gefunden haben...

Doch trotz alledem gab es immer noch vereinzelt engstirnige Menschen, die alle verachteten und fürchteten, die anders waren - oder besser gesagt, aus deren beengter Perspektive, anders *schienen*.

Ohne Zweifel, die ökonomische Krise, die unser Land seit über fünfzig Jahren plagte, hat nicht gerade eine Stimmung gefördert, in der Dialog und Kommunikation im Mittelpunkt stehen... “Man sollte sie dorthin zurückschicken, wo sie herkommen!” pöbelte die reaktionäre Presse... Aber verdammt

noch mal, diesen Fanatikern muss doch klar gewesen sein, dass das nicht möglich ist... zumindest nicht auf zivilisierte Art und Weise!

“Wenn sie sich nicht unserem Lebensstil anpassen können, müssen sie weg!” Ein schreckliches Wiederaufflammen überwunden geglaubter, vergangener Zeiten... Wie konnte man so etwas bloß in Hinblick auf benachteiligte Gruppen fordern? Ganz offensichtlich, dass die Verantwortung, hier einen Kompromiss zu finden, auf den Schultern von Menschen mit einem differenzierter gezeichneten kulturellen Hintergrund lastete.

Wenn man fair sein will, muss man aber zugeben, dass es ganz am Anfang so gut wie unmöglich war, eine gemeinsame Basis zu finden.... die Unterschiede waren einfach zu groß... aber hey, Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut!

So oder so oblag es eindeutig unserer Seite, den ersten Schritt zu gehen... auch wenn, wie bereits gesagt, die Dinge am Anfang gar nicht gut aussahen.

Und, wie es dann immer so ist, traten zunächst diejenigen hervor, die aus der Situation einen Nutzen ziehen wollten - um ihren wirren Glauben zu propagieren: Religiöse Fanatiker, paramilitärische Bündnisse, Faschisten... Es gab sogar einen Haufen Irre, die sich in terroristischen Zellen organisierten, um eine “Reinigung”, wie sie es nannten, durchzuführen.

Einfach widerlich... in meinen Augen sind diese Leute nichts anderes als Barbaren.

Leider wussten unsere werten Politiker auch nicht, was sie tun sollten. Während die Retrogressiven also die allgemeine Unsicherheit mit ihren leichtsinnigen Aktionen weiter schürten, verkamen die Vororte, die nicht über ausreichende Sicherheitskräfte verfügten. Sie wurden zu regelrechten “No-Go”-Zonen, und das sogar am helllichten Tage!

“Wir brauchen ein staatliches Integrationsprojekt!”
jammerte die liberale Presse.

Und damit lagen sie gar nicht so falsch.

Im letzten Jahrhundert sind der Menschheit schließlich wahre Wunder gelungen, wenn es darum ging, kulturelle Differenzen zu überwinden. Und selbst wenn sich Immigranten der dritten oder sogar vierten Generation überwiegend immer noch mit eher bescheiden vergüteten Jobs begnügen mussten, so waren sie doch immerhin in eine glückliche, moderne Gesellschaft integriert. Fernab der Ungerechtigkeiten ihrer Herkunftsländer.

Leider schien das mit unseren jüngsten Neuzugängen geradezu unmöglich.

Glücklicherweise fanden wir die Lösung in unserer jüngsten Vergangenheit. “Wir müssen aufhören, sie zu fürchten, und sie stattdessen als eine Ressource betrachten”, hatte ein schlauer Mensch gesagt. Und genau das war der Schlüssel.

Wir mussten das Ganze mit diesem Hintergedanken neu durchdenken, diese Idee quasi neu erfinden, so dass sie zu den gegebenen Umständen passte.

Abgesehen davon hatten wir das doch schon oft getan, auf die eine oder andere Art, mit kleinen Veränderungen hier und da, und waren so doch immer zum Ziel gekommen.

Gut, dieses Mal lagen die Dinge ein wenig anders, komplexer... Aber unsere Gesellschaft, die auf den ehrbaren Prinzipien von Respekt, Akzeptanz und Demokratie fußte, würde doch niemals vor so einer Aufgabe kuschen - nur, weil sie vielleicht auf den ersten Blick eine etwas größere Herausforderung darstellte.

Der Wendepunkt, so erstaunlich das auch ist, wurde durch die Internationale Industriegesellschaft erreicht.

So konnten die Neuzugänge schließlich und endlich

gewinnbringend eingesetzt werden... Okay, sie waren nicht gerade als intelligent zu bezeichnen, aber immerhin waren sie stark, unermüdlich und billig - eine Kombination, die sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts schon oft als profitabel erwiesen hat. Sofern man richtig an die Sache herangeht.

Zugegeben, sie konnten nicht gerade für feinmotorische oder sonderlich komplexe Abläufe eingesetzt werden. Aber etwas Einfaches, immergleiche Handgriffe wie an einem Fließband zum Beispiel, würden ihnen definitiv die Möglichkeit geben, auf ihre Art den bestmöglichen Beitrag zu unserer Gesellschaft zu leisten.

Nur leider waren sie immer noch sehr schwierig unter Kontrolle zu halten.

Sie waren sehr instinktgesteuert, die Retrogressiven würden sogar sagen, animalisch... aber bestimmte Begrifflichkeit sollten in der heutigen Zeit einfach nicht mehr mit menschlichen Wesen in Verbindung gebracht werden, wie auch immer deren Natur beschaffen sein möge. Denn das gehört in die dunklen Kapitel der Geschichtsschreibung unserer Vorfahren, nicht in die strahlende Gegenwart, die von der seligen Kraft der Demokratie durchströmt wird.

Wie ich bereits sagte, befanden wir uns zweifellos in der führenden Position, sowohl kulturell als auch technologisch gesehen, so dass es an uns lag, gemeinsame Grundlagen zu schaffen. Und das taten wir: die Internationale Industriegesellschaft stellte eine regelrechte Task-Force aus den weltweit marktführenden Biotechnikern und Biochemie-Ingenieuren zusammen, und diese Experten machten sich sofort an die Arbeit.

Natürlich dauerte es eine gewisse Zeit, bis erste nutzbare Ergebnisse greifbar waren, und in der Zwischenzeit mussten sowohl wir als auch die Neankömmlinge gewisse Opfer

bringen - jeder entsprechend der eigenen Natur und den damit einhergehenden Möglichkeiten.

Und endlich, nach weniger als zwölf Monaten, wurden die Harmonisierer patentiert.

Ich könnte jetzt ehrlich gesagt nicht einmal erklären, wie die Harmonisierer genau funktionieren, aber ich bin auch kein Wissenschaftler. Wichtig ist nur, dass dieses Gerät in der Lage ist, alle antisozialen und aggressiven Verhaltenstendenzen der Neuankömmlinge zu unterdrücken. Und das, ohne ihre motorischen Fähigkeiten und die Hand-Auge-Koordination noch weiter zu beeinträchtigen.

Nachdem klar wurde, dass die Harmonisierer funktionierten, gab es noch ein weiteres größeres Problem. Auch wenn die neue Situation auch nur einen Bruchteil so schwierig war, wie die davor - irgendjemand musste nun dafür sorgen, dass die Neuankömmlinge die Harmonisierer auch trugen!

Eine Aufgabe, die eine große Bürde war, und gleichzeitig sehr viel Feingefühl erforderte. Somit konnte sie leider nicht von den glücklichen Individuen ausgeführt werden, die bereits harmonisiert waren.

Aber zum Glück gingen wir, wie ich bereits erwähnte, durch eine ökonomische Krise. Und selbst wenn diese, dank ebendieses Einsatzes nun bezwungen ist, so gibt es doch immer noch zahlreiche Immigranten der dritten oder vierten Generation, die auch gerne bereit sind, etwas unangenehme Tätigkeiten auszuführen.

Denn unter dem Strich ist ein Job nun mal ein Job, und trotz der deprimierend hohen Rate an Arbeitsunfällen sind die Schlangen bei den Arbeitsämtern immer noch schier endlos lang, wenn es um freie Stellen in den sogenannten Aufnahmestaffeln geht. Heute sogar noch mehr als zu Anfang,

denn inzwischen sind die meisten anderen einfachen Tätigkeiten wie Fabrikarbeiter, Kumpel, Minenräumer und so weiter fest in der Hand der harmonisierten Neuankömmlinge.

In einer Aufnahmestaffel zu arbeiten ist nicht einfach, und ich stelle es mir ziemlich eintönig und vielleicht sogar bedrückend vor, tage- und nächtelang zu warten, bis sich jemand blicken lässt. Und wenn sie dann kommen, und sie treten ja meistens in Gruppen auf, dann muss man wirklich sehr schnell und geschickt sein. Sonst muss man am Ende noch selbst einen Harmonisierer tragen! Aber seien wir mal ehrlich, jeder Job hat doch seine Schattenseiten und Risiken, und man könnte sogar eine poetische Note in der fortwährenden Fluktuation von Mitarbeitern in diesem besonderen Beschäftigungsfeld sehen.

Das nächste Problem betraf sodann die Ästhetik der Harmonisierer. Sicher waren alle diese Ingenieure absolute Experten auf ihrem Gebiet, aber von Empathie verstanden sie definitiv nichts. Denn ein Halsband ist und bleibt ein Halsband, und es wird niemals mit irgendwelchen positiven Assoziationen besetzt sein, egal wie sehr wir alle hoffen, dass es eines Tages nicht mehr mit den dunklen Kapiteln unserer Geschichte in Verbindung gebracht wird.

Zum Glück wurde dieses Problem schnell durch die Entwicklung eines neuen Designs gelöst, das aus dem Harmonisierer einen Ganzgesichtshelm machte... Was nebenbei, auch wenn das jetzt vielleicht intolerant und retrogressiv klingt, den Umgang mit ihnen insgesamt erträglicher macht.

Einige der neuesten Modelle sind sogar schon ab Werk mit lustigen, lachenden Gesichtern oder sogar den Köpfen von aktuellen Comicfiguren verziert... ist das nicht süß?

Natürlich wissen wir alle, nicht zuletzt dank der Neoethik, dass "Schönheit" subjektiv ist, ja das alles auf seine

eigene Art schön ist, aber es ist nun mal nicht von der Hand zu weisen, dass *ihre* Schönheit... wie soll ich sagen... ein bisschen schwer mit unserem allgemeinen Empfinden zu vereinbaren ist. Und mal ganz davon abgesehen, auch wenn es jetzt nicht wirklich als Sicherheitsfeature gedacht ist, hat so ein stoßfester Ganzgesichtshelm doch einfach eine unbewusst beruhigende Wirkung.

Klar, sie können nichts mehr essen, sobald sie die Helme einmal aufhaben - aber sie zu füttern würde ein ganz neues Fass an endlosen Diskussionen um Ethik und Praktikabilität aufmachen. Und wenn man mal die Geschwindigkeit sieht, mit der ihre Ränge sich erweitern, macht sie eine kürzere Lebenserwartung doch leichter zu managen.

Traurigerweise ist immer wieder in der Presse zu lesen, dass Terroristengruppen aus fehlgeleiteten Anarchisten in Fertigungsstätten einbrechen, und die Harmonisierer von einer Gruppe Arbeiter entfernen. Jedoch bin ich zuversichtlich, dass dieses Phänomen langsam aber sicher verschwinden wird. Schließlich kriegen solche Idioten dann in diesem Moment ganz klar zu spüren, wie unvereinbar ihre Ideale mit der Realität sind. Und abgesehen davon sind sie anschließend auch gar nicht mehr in der Lage, es noch einmal zu versuchen.

Damit haben wir, glückliche Bürger einer perfekten Gesellschaft, es mal wieder hervorragend geschafft, mit einer ganz neuen Problemstellung fertig zu werden - und daraus gestärkt hervorzugehen. Auf, in eine glänzende und vor allem produktive neue Phase im Namen der Demokratie.

Und das, nicht zuletzt, dank *ihnen*.

Obwohl ich mir sicher bin, als die ersten von ihnen aufgetaucht sind, sich aus ihren Gräbern gefühlt haben, herumstaksten und mit kehligen Stimmen nach

“Gehiiiiiiiiirneeeeen” verlangten, hätte sich das keiner von uns träumen lassen.

INTERNATIONALE AUTOREN PRÄSENTIEREN AUF ÜBER 200 SEITEN IHRE INTERPRETATION DES ZOMBIE-MYTHOS.

BÜHNE FREI FÜR ZEHN ACTIONGELADENE, SCHRÄGE,
GRUSELIGE, SPANNENDE, EKLIGE, SKURRILE, IRONISCHE,
EXPLOSIVE, MORBIDE UND FUTURISTISCHE GESCHICHTEN
AUS DER WELT DER LEBENDEN TOTEN!

ZOMBIE CITY STORIES

» Unterhaltsamen Zombie-Spaß für unterwegs und zwischendurch bietet die Kurzgeschichten-Sammlung ZOMBIE CITY STORIES. Die deutschen Horror-Autoren Xander Morus, Andreas Stetter und Kalle Max Hofmann haben ihr Material für dieses E-Book zusammengeworfen, um die hiesige Genre-Literatur ein bisschen in Schwung zu bringen. Bei diesem ausgewiesenen Mitmach-Projekt geht es darum, die Untoten auf bekannte Locations loszulassen. Sei es die eigene Heimatstadt oder ein oft besuchtes Urlaubsziel. Neben Berlin und Hamburg treiben die lebenden Leichen dank internationalen Gastautoren unter anderem auch in der Schweiz, Finnland und den USA ihr Unwesen. Abgerundet wird das Ganze durch experimentellere Interpretationen, die den Mythos auf den Mars und in den Cyberspace katapultieren. Kurz gesagt wird E-Book-Lesern hier viel Abwechslung geboten. Dazu ist dem Werk diese Woche ein großes Update spendiert worden, in dem das Leserfeedback in zahlreiche Verbesserungen umgesetzt wurde. So wird das Medium E-Book optimal genutzt.«

deadline

WV WIEBERS
VERLAG



9 783942 606448